

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion:
Leipzig, Tauchaer Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Fernsprecher: 13008.

Inseratskosten die 7gepaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Zellaufgabe 5.— Mk. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 19/21, Fernsprecher: 4506 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

Tageskalender.

Das Landgericht in Kiel verurteilte den Genossen Marchlewski zu drei und den Genossen Redakteur König von der Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung zu einem Monat Gefängnis wegen angeblicher Beleidigung der Offiziere und Unteroffiziere des Heeres.

Heute abend sollen in der Niederlausitzer Tuchindustrie 30 000 Arbeiter und Arbeiterinnen ausgesperrt werden.

In Petersburg streikten gestern 75 000 Arbeiter zum Protest gegen die Ausschreitungen gegen Streikende in Sibirien.

Nach einer Meldung des Kwanti werden sich heute italienische Truppen nach Albanien einschiffen.

In Bosnien wurden bisher drei Hinrichtungen auf Grund des Standrechts vollzogen.

Die deutsch-bulgarische Antikhe ist vom König von Bulgarien sanktioniert worden.

Das heilige System.

Die Strafkammer in Kiel verurteilte den Genossen Dr. J. Marchlewski wegen Beleidigung sämtlicher Offiziere und Unteroffiziere des deutschen Heeres zu drei Monaten Gefängnis.

In Kiel ist gestern vom Landgericht ein Urteil gefällt worden, das zwar nicht in der Höhe der Strafe, wohl aber in seiner Tendenz, die das aufpeitschende Verdikt der Frankfurter Richter gegen die Genossin Luxemburg erinnert. Auch das Urteil gegen den Genossen Dr. J. Marchlewski, den die Leser der sozialdemokratischen Presse unter dem Schriftstellernamen J. Karaski schätzen, ist ein Ausfluß der Sorge um den „Lebensnerv“. Genosse Karaski hatte unter dem aufwühlenden Eindruck der Zaberner Vorgänge einen temperamentvollen Artikel geschrieben, der, an einen Auspruch aus bürgerlichem Munde über das Benehmen der Soldaten in Zabern anknüpfend, das herrschende militaristische System scharf kritisierte. Der Artikel ist von einem Sozialdemokraten, von einem Marxisten geschrieben und geht daher mit aller Wucht dem System des Militarismus zu Leibe — was den Vertretern dieses Systems natürlich nicht angenehm ist. Da aber im Deutschen Reich noch so etwas wie ein Recht des Bürgers besteht, in Wort und Schrift seine Meinung zu sagen, so läßt sich gegen eine Kritik, die sich lediglich gegen ein System richtet, von Rechts wegen nichts machen. Das Heer kann nicht beleidigt werden — es kann höchstens verächtlich gemacht werden, und der §. 131 des Strafgesetzbuchs, ein berühmter Raufschlußparagraf, ist denn auch bei unsern Staatsanwälten sehr beliebt, wenn es gilt, die Kritik einer Staatseinrichtung zu treffen. Aber diese

Bestimmung setzt voraus, daß jemand erdichtete oder entstellte Tatsachen behauptet hat, von denen er wußte, daß sie entstellte oder erdichtete seien. Und das konnte man natürlich dem Genossen Marchlewski nicht nachweisen. Man hätte ihm also mit den Waffen der Justiz nichts anhaben können — wenn nicht die Auslegungskunst unsrer Richter den famosen Strich der Kollektivbeleidigung gedreht hätte. In dieser Schlinge kann man auch Leute fangen, die lediglich ein System angreifen, die auf Grund ihrer Erkenntnis, daß die Verhältnisse stärker sind als die Menschen, daß unsre Staats- und gesellschaftlichen Einrichtungen in letzter Linie durch die wirtschaftlichen Bedingungen bestimmt werden, unter denen wir leben, die Bedeutung der Personen im geschichtlichen Getriebe erheblich geringer einschätzen, als es die Befenner bürgerlicher Weltanschauung tun, die in den Menschen, namentlich in den „großen Männern“ das Bewegende und das Entscheidende der Geschichte sehen. Die Sozialdemokratie lebt nicht in dem Wahn, daß die sozialen und politischen Zustände Deutschlands deshalb so schlecht sind, weil die herrschende Klasse von Natur aus schlecht, boshaft, grausam usw. wäre. Sondern sie weiß, daß die Herrschenden durch ihre ganze Lage, durch die Verhältnisse, unter denen sie leben, zu ihrer Haltung gegen die Forderungen der Beherrschten gebracht werden. Es wäre deshalb vom Standpunkt der Sozialdemokratie aus ein ganz verfehltes Beginnen, wenn sie das Hauptgewicht auf die Kritik der ihr feindlichen Personen legen wollte, statt auf den Kampf gegen die Zustände, gegen das System, das immer wieder an die Stelle eines niedrigeren Feindes einen neuen stellen würde. Was für die kapitalistische Gesellschaft im allgemeinen gilt, das gilt auch für eine ihrer wichtigsten Einrichtungen, für das Heer. Keinem Sozialdemokraten wird es einfallen zu glauben, daß die bösen Mißstände, die dem deutschen Heere anhaften, nur deshalb da sind, weil die Vorgesetzten samt und sonders oder auch nur in der Mehrzahl schlechte Kerle wären. So mancher Rohling auch unter ihnen ist — wie so viele Soldatenmißhandlungsprozesse schauernd erkennen lassen — so sehr auch gerade das militärische Handwerk Landsnechtsnaturen anzieht, das Gros der Vorgesetzten im Heere besteht aus Durchschnittsmenschen, wie sie überall im Leben zu finden sind. Kein durchgebildeter Sozialdemokrat wird deshalb glauben, daß er die Mißstände im Heere durch Angriffe auf die Personen der Vorgesetzten beseitigen könne. Das schließt nicht aus, daß an den Taten einzelner Personen scharfe Kritik geübt wird — wie z. B. an den Heldentaten des Obersten v. Reutter —, denn schließlich lassen sich die Wirkungen eines Systems nur an seinen einzelnen Wirkungen aufzeigen. Aber auch in solchem Falle wird der Sozialdemokrat die einzelne Person stets als ein Stück des Systems und als ein Opfer des Systems erfassen, und selbst dort, wo die persönliche Eigenart scharfer durchklingt, wo sie die Fehler des Systems verschlimmert, verschärft hat, wird er nie vergessen, den Teil der Schuld, der auf das System entfällt, wenigstens kurz anzudeuten.

Der Artikel des Genossen Karaski aber entbehrte nun solcher Kritik einzelner Personen ganz — er war lediglich eine Darlegung der Wirkungen des militaristischen Systems. Dennoch hat man ihn mit dem Beleidigungsparagrafen gepackt — eben mit Hilfe des Strichs der Kollektivbeleidigung. Dieser famose Rechtsbegriff basiert auf der Fiktion, daß durch eine scharfe Kritik eines Systems sämtliche Vertreter, sämtliche Träger dieses Systems beleidigt sind. Tadeln man also etwas am militaristischen System, so beleidigt man sämtliche Träger dieses Systems, vor allen Dingen also die Vorgesetzten, die Offiziere und Unteroffiziere, aber womöglich noch sämtliche 750 000 Gemeine, wie der Staatsanwalt wenigstens im Prozeß Marchlewski festgestellt wissen wollte. Auf diese Weise kann man schließlich jede allgemeine Kritik unmöglich machen. Behauptet man, daß im deutschen Heere sehr häufig Kasernendramen vorkommen, so beleidigt man sämtliche Offiziere und Unteroffiziere, wie das die Genossin Luxemburg getan haben soll. Kurz, mit diesem feinen Destilat deutscher Rechtsauslegung läßt sich die verfassungsmäßig gewährleistete Freiheit der Rede und der Presse, soweit sie durch andre Bestimmungen nicht schon eingegrenzt ist, fast bis zur völligen Verflüchtigung verbünnen.

Das ist über die juristische Grundlage dieses Prozesses zu sagen, die freilich nichts Neues mehr ist — die Kollektivbeleidigung grassiert schon seit langem in der deutschen Rechtsprechung und hat sich heute schon so eingelebt, daß sie von bürgerlicher Seite kaum noch als eine unzulässige Ausweitung des Beleidigungsparagrafen empfunden wird. Schließlich wird sie ja fast allein gegen Sozialdemokraten verwendet, wie sie doch auch dem Bedürfnis nach Abwehr sozialdemokratischer Kritik einst entsprungen ist.

Wehr unmittelbar zu den politischen Hintergründen des Prozesses führt der Passus des Urteils, wo dem Angeklagten die Tendenz zugeschrieben wird, die Soldaten zum Ungehorsam gegen die Befehle ihrer Vorgesetzten aufzureizen. Die absolute Unrichtigkeit dieser gequälten Deduktion brauchen wir hier nicht weiter nachzuweisen, das hat Genosse Marchlewski bereits vortrefflich besorgt — freilich, ohne Eindruck auf die Richter zu machen, wie die Urteilsbegründung zeigt. Gerade dieses Verschließen der Richter für die durchaus klaren und für jeden Sozialdemokraten zwingenden Ausführungen des Angeklagten über diesen Punkt zeigen uns den tiefsten Grund dieses Prozesses und des Urteils. Es ist die „Sorge um den Lebensnerv“. Die Furcht vor dem Versagen des gewaltigen Werkzeugs, auf das allein die Herrschenden ihr Regiment noch sicher stützen zu können vermeyen. Es ist die Sorge vor dem Willen der Massen, vor dem Willen der Volksmehrheit, gegen den man im Heer Machtmittel bereithalten will und dessen Eindringen in eben dieses Heer, in diese Schutzwehr gegen den „inneren Feind“ man fürchtet. Wir empfinden es schmerzhaft, daß einer unsrer tapfersten Kämpfer und hervorragendsten politischen Schriftsteller, der sich in der deutschen Sozialdemokratie längst Bürgerrecht erworben hat, ins Gefängnis

Feuilleton.

Per Holt.

Von Johan Skoldborg.

(Berechtigter Uebersetzung aus dem Dänischen von Bayra Helbt.)

13.

Aber die Barsche im Hoibyer See hießen nur sehr unregelmäßig an. Es war der reine Zufall, wenn er dann und wann mit einem kleinen Bündel heimkehrte.

Auf jeden Fall wurden sie nicht die ständig fliehende Gnadenquelle, wie er es sich vielleicht gedacht hatte.

Und dann eines Tages lehrte er verstorben und elend heim, nachdem er viele Stunden draußen auf dem Eise in seinem dünnen Anzug zugebracht hatte.

Es ward ein langes Krankenzimmer.

Und es sah schlimm aus für Per und die Seinen in dieser Zeit.

Des Abends in der Dämmerung kam stets Torf-Tammes und redete ein wenig mit Per. Jedesmal erzählte er von einem Schwager, der siebenmal Lungenentzündung gehabt hatte, und Per sollte sich doch in Acht nehmen und es sei besser, daß er einen Doktor nehme, meinte Tammes, er würde wohl noch einmal bezahlt werden.

Bei jedem Besuch erzählte er von diesem Schwager, der übrigens auch Dragoner gewesen war, genau so wie Per, und dabei spudte er einen großen Mund voll Speichel nach dem andern auf die Lehmbänke. Und es war ganz wohlthuend und beruhigend für Per, Tammes gutmütige und treuherzige Stimme zu hören.

Zuweilen kam auch Jerit und stattete ihm einen kurzen Besuch ab.

Wenn Per nicht darauf achtete, beobachtete Jerit ihn sehr scharf, als wolle er die Zukunft ergründen, die Zukunft für Per und für ihre gemeinsame Sache.

„Glaubst du, daß wir die Ohren werden steif halten können, Per?“ fragte er zuweilen.

Jerit brachte dann und wann einen Vogel mit von der Jagd, die er während der Winterszeit betrieb.

Hügel-Per und seine Familie waren die nächsten Nachbarn, und die Frau war Sophie eine große Hilfe und ging ihr getreulich zur Hand, wenn es am meisten nottat.

Hügel-Per hielt sich Tauben, und wenn es in dieser Zeit Junge gab, sagte er zu seiner Frau:

„Nimm ein Junges mit für den da drüben; der Mensch ist ja krank!“

Per war bei den Moorleuten eine wichtige Person.

Pers Söhne, Jens und der kleine Peter, der nun schon ein fixer Burtsche war, dienten in demselben Orte im Süden in der Gegend von Framstrup. Sie kamen oft nach Hause, und in dieser Zeit, wo Per krank war, brachten sie immer Geld mit.

Meistens erschienen sie am Sonntagnachmittag. Bald nach Mittag begann Sophie schon aus dem Fenster zu sehen. Sie sah die Hoibyer Brücke hoch oben über den gestorenen Wiesen, dort, wo der Weg sich durch die Hügel gen Süden schlängelte.

Sowie sie aus dem Fenster zu sehen begann, hefteten sich Pers Augen auf Sophies Antlitz.

Er konnte von seinem Platz im Bette aus in ihren Augen lesen, was sie sah.

Und sobald sich die Söhne weit draußen auf dem Wege zeigten, wußte Per sofort, daß sie kamen.

Sophie brauchte kein Wort zu verlieren. Er sah es an dem Lächeln um ihren Mund.

Auch die kleineren Kinder freuten sich; es war eine Aufmunterung für die ganze Familie im Moorhäuschen, wenn die beiden stinken Söhne heimkamen. Es war wie eine Bot-

schaft aus der Fremde, aus der Ferne, obgleich sie nicht sehr weit davon entfernt wohnten. Aber die armen Moorleute kamen niemals unter Menschen; sie hatten keine Kleider, in denen sie sich an fremden Orten hätten zeigen können.

Wie arm das Moorhäuschen aber auch sein mochte, die Kinder fühlten sich immer dahin gezogen.

Eines Tages, als die Söhne daheim waren, trug der kleine Per, oder der junge Per, wie er jetzt genannt wurde, einen neuen Cheviotanzug. Die kleineren Kinder, die nie etwas andres gekannt hatten als geflickte und gestopfte und verwaschene Kleider, standen bewundernd um ihn herum und fanden, daß er geradezu wie ein feiner Herr aussehe.

Sophie strich mit den Fingern über den Stoff, dann faltete sie die Hände unter der Schürze und überließ sich ebenfalls ihren stillen Betrachtungen.

Per sagte zum Sohne:

„Zum Mai soll Mads ja auch dienen. Ihr müßt versuchen, ihm einen guten Platz im Süden zu verschaffen, wo ihr beide seid; denn ich kann wohl merken, daß dort bessere Verhältnisse sind: es herrscht dort ein regeres Leben. Dort ist es besser für die Jugend — natürlich muß es bei guten Leuten sein, denn er ist ja noch so klein,“ fügte er in weichem Ton hinzu.

„Aber hört, ihr Jungens,“ rief Sophie, „ihr habt gewiß Zeug, daß ihr abgelehrt habt und nicht mehr braucht, das kann Mads dann bekommen, so daß er einigermaßen nett aussieht, wenn er seine Stellung antritt.“

„Wir wollen wohl dafür sorgen, daß er nett ausgerüstet ist,“ sagte Jens lächelnd und umschlang freundschaftlich Mads' Schulter.

Die Mutter blickte zu Jens hinauf und lachte:

„Ja, du sparst dir Geld zusammen. Gott mag wissen, wieviel du schon im Kasten hast, ha ha ha!“

„Welches Ziel hast du dir eigentlich gesteckt, Jeng?“ fragte der Vater.